

Gießener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Gießener Anzeiger (General-Anzeiger).



Zurück zur Scholle.

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Kurz vor dem Vorwerk überholte ihn der alte Abraham. Er zog vor der ehrwürdigen Supperdroschke höflich die Mütze, denn er dachte an seine dreizehn Kinder, und lenkte eine Viertelstunde später ins Dorf ein und an der evangelischen Schule vorbei, wo sich Moritz Gassel eben abmühte, seinen Kindlein die Rechenkunst beizubringen. Alle Jahrgänge waren vertreten, denn es war eine einklassige Schule. Mit vier verschiedenen Abteilungen wurde hier die Zahlkunst gleichzeitig traktiert. Während die Kleinsten sich noch im Zahlenraum von eins bis zwanzig herumtummelten, machte die zweite Abteilung schon verzweifelte Anstrengungen, hinter die Geheimnisse des kleinen Einmaleins zu kommen, heftete die dritte ihre Aufmerksamkeit auf das Resolvieren und Reduzieren der Sortengrößen, betrieb die vierte Abteilung die zusammengesetzte Regelbetri, und alle vier Abteilungen verlangten gleichzeitig von ihrem Lehrer versorgt, beaufsichtigt, ermahnt, gelobt und getadelt zu werden. Und da Moritz Gassel ein Mensch war, der keiner Fälschung, geschweige denn einem Kinde ein Leid antun konnte, so ging es sehr lebhaft zu in dieser denkwürdigen Rechenstunde. Die Kinder der Regelbetriabteilung hoben alle Augenblicke die Tafeln, sprangen von ihren Plätzen, die mittleren Abteilungen kniffen sich inzwischen, und die Kleinsten stahlen mit den Augen, was irgend zu stehlen war. Moritz Gassel, der gerade mit der Einmaleinsabteilung mündlich rechnete, stellte die Aufgaben, hörte die Resultate halb im Traume und dachte dabei darüber nach, wie er diese unruhige, zweundsiebzigköpfige Menge zum Stillstehen bringen könnte.

Da hielt die Supperdroschke vor der Schule an, und der Kreisinspektor stieg aus. Der Kutscher fuhr ins Gasthaus und labte sich und die Pferde. Moritz Gassel ermahnte die Kinder noch einmal sehr dringend zur Ruhe und empfing den Schulrat an der Tür.

„Guten Morgen!“ rief er, als er hereintrat, und reichte Moritz Gassel die Hand.

„Guten Morgen, Herr Schulrat!“ antworteten die Kinder im Chorus, denen das von Moritz Gassels Vorgängern eingepägt worden war.

Dann setzte sich der Gestrenge auf das Katheder und verlangte die Listen und Pläne. Er machte ein sehr bärbeißiges Gesicht, und die Kinder verhielten sich mäusestill. Die Köpfe auf die Schiefertafeln gesenkt, wagten sie kaum, mit dem Stift zu krapen.

Schulrat Supfers Stedenpferd, gleichsam das pädagogische Barometer, woran er den Stand der Schule festsetzte, waren die Listen; fand er die in schönster Ordnung, war seine Laune befriedigend. Und „befriedigend“ war dann auch sein Lieblingswort. Deshalb auch meldete er sich vor-

her an. Moritz Gassels Listen aber waren nicht ganz in Ordnung. Im Fortschrittsbuch fehlte die Eintragung der letzten Woche, und in der Absentenliste mußte man die Anwesenheitspunkte der letzten drei Tage vermissen. Schulrat Supfers Miene verfinsterte sich zusehends. Das war ihm noch nicht vorgekommen! Eine solche Nachlässigkeit, zumal bei einem jungen Lehrer, bewies eine abgrundtiefe Gewissenlosigkeit. Gegen diesen beklagenswerten Mangel mußten sofort behördliche Maßnahmen getroffen werden! Dann vertiefte sich der Gestrenge in die Hefte der Schüler, worin die Diktate und Aufsätze niedergelegt worden waren. Auch hier war ein schweres Manko. An der vorgeschriebenen Zahl der Arbeiten fehlte etwa ein halbes Duzend. Auch die Korrekturen ließen zu wünschen übrig, denn in einer Arbeit war ein „dah“ stehen geblieben, wo ein „das“ hingehörte.

Da schlug es zehn Uhr vom Kirchturm, und die Kinder wurden plötzlich unruhig. Schulrat Supfer blickte mißbilligend auf.

„Es ist jetzt Frühstückspause!“ erklärte Moritz Gassel.

„Lassen Sie die Kinder auf den Hof hinaus!“ befahl der Gewaltige.

Mit lautem Geschrei, ohne Ordnung und Mäßigung, stürmten die Kinder zur Tür und drängten sich ins Freie. Draußen sprangen sie herum, jagten sich und freuten sich der kurzen Freiheit.

Schulrat Supfer nickte grimmig. Er hatte so etwas Ähnliches erwartet. Die Disziplin dieser Schule war unter aller Kritik. Er winkte Moritz Gassel heran und wies auf die schlecht geführten Listen.

„Ich wollte das Fehlende eben in dieser Pause nachtragen,“ entschuldigte sich Moritz Gassel.

„So!“ polterte der Schulrat heftig. „Also die Pausen benutzen Sie zu solchen Arbeiten. Da haben Sie draußen Aufsicht zu führen!“

Moritz Gassel senkte beschämt den Kopf.

„Sie kennen doch den Paragraphen der Haftpflicht,“ fuhr der Gestrenge fort. „Sie wissen doch, daß man Sie sofort verantwortlich machen kann, wenn einem Kinde bei diesem Herumtoben etwas passiert. Ueberhaupt ist die Disziplin sehr schlecht. Die Kinder haben im Kreise herumzugehen. Oder wollen Sie die Verantwortung übernehmen, wenn einer der Jungen da draußen, sehen Sie nur, wie sie übereinander herfallen und sich prügeln, den Arm bricht?“

„Ja!“ sprach Moritz Gassel fest und sah dem Kreisinspektor unverwandt ins Auge. „Ich bin der Meinung, daß man den Kindern die wenigen Minuten der Erholung nicht vergällen soll.“

„So!“ erwiderte der Schulrat verblüfft. „Aber Ihre Meinung ist hier nicht maßgebend. Sie haben sich nach den Verfügungen der Behörde zu richten. Merken Sie sich das! Weshalb fehlen die Diktate?“

„Ich habe die vorgeschriebene Anzahl anfertigen lassen!“

„Und ich sage Ihnen,“ polterte der Gewaltige, „ich sage Ihnen, daß sechs Stück fehlen.“

„Das ist nicht meine Schuld!“ verteidigte sich Moritz Gassel. „Ich bin erst seit Dezember auf dieser Stelle.“
 „Es fehlen sechs!“ konstatierte der Schulrat mit erhobener Stimme. „Und wenn Ihr Vorgänger, der sich leider der Verantwortung entzogen hat, die nötige Anzahl nicht aufgebracht hat, dann haben Sie das Versäumte nachzuholen. Leuchtet Ihnen das nicht ein?“

„Nein!“ sprach Moritz Gassel, den diese Ungerechtigkeit empörte.
 „Sie scheinen überhaupt ein sehr renitenter Herr zu sein!“ polterte der Schulrat wieder los. Jetzt war er wirklich ärgerlich geworden, weil er die Unhaltbarkeit seiner Forderung einsah. „Wissen Sie nicht, wer ich bin? Ich bitte mir den schuldigen Respekt aus!“

„Den habe ich nicht außer acht gelassen!“
 „Nun gut!“ sprach der Kreisschulinspektor und beruhigte sich etwas. „Ich warne Sie, sich Ihren Vorgänger zum Vorbild zu nehmen. Sie wissen doch, wo dieser bedauerenswerte Mensch geendet hat. Im letzten Grunde hat ihn seine Pflichtvergessenheit in den Tod getrieben.“

„Nein!“ widersprach Moritz Gassel. „Es waren andere Ursachen!“

„So?“ rief der Schulrat erstaunt. „Sie scheinen ja alles besser zu wissen.“

„Ich weiß nur,“ versetzte Moritz Gassel bescheiden, „daß man hier im Dorf noch heute gut über ihn spricht.“

„Das ist nicht maßgebend!“ fiel ihm der Kreisschulinspektor ins Wort. „Maßgebend allein ist das Urteil der Behörde. Auch für Sie! Was die Leute hier im Dorf über Sie denken, ist ganz gleichgültig. Und ich möchte Ihnen dringend raten, sich lieber den Anordnungen der Behörde zu unterwerfen, als um den Beifall der Kinder und Eltern zu buhlen. Rufen Sie die Kinder herein.“

Und die Prüfung begann. Zuerst ließ der Schulrat seine altbewährte Aufgabe „111 : 3“ auf die zweite Rechenabteilung los. Und es kam weder Stimme noch Antwort. Die Kinder beherrschten zur Not den Zahlenraum von 1—100. Moritz Gassel glaubte, den Schulrat darauf aufmerksam machen zu müssen. Doch der ließ sich die schöne Aufgabe nicht verleiden. Er hielt sie vielmehr für einen besonders geschickten Pädagogengriff. Mit Hilfe der beiden oberen Abteilungen wurde sie endlich gelöst.

Dann mußte Moritz Gassel ein paar Aufgaben stellen. Der Schulrat schrieb daraufhin ins Protokoll, das vor ihm lag, die inhaltsschweren Worte: „Im Rechnen sind die Leistungen kaum genügend.“ Ähnliche Urteile wurden im Verlauf der Prüfung über die anderen Fächer gefällt. „Von den drei schlesischen Kriegen haben die Kinder eine sehr unvollkommene Vorstellung. Die Kenntnis von den fremden Erdteilen ist durchaus ungenügend. Die religiösen Remotivstoffe müssen besser eingepägt werden. In der Naturgeschichte wußten die Kinder sehr wenig zur Beschreibung des Vogel Strauß vorzubringen. Dagegen zeigten sie viel Interesse und gutes Verständnis bei einer Besprechung der Honigbiene. Hierbei sind mehr Kenntnisse vermittelt worden, als der Rahmen der einlässigen Volksschule zuläßt. Der mündliche und schriftliche Ausdruck der Kinder bedarf noch sehr der Übung, um den Anforderungen zu genügen.“

Nur im Turnen und im Gesang schwang sich der Schulrat zu einem uneingeschränkten „Befriedigend“ auf.

Um elf Uhr schloß er das Protokoll mit den Sätzen: „Dem Lehrer mangelt es noch an der nötigen Geschicklichkeit. Außerdem wird beantragt, die Schule in eine Halbtagschule zu verwandeln, da die Schülerzahl bereits über siebzig gestiegen ist.“ Dann entließ er die Kinder.

„Im ganzen ist die Schule sehr zurück!“ sprach er, als ihm Moritz Gassel in den Mantel geholfen hatte. „Doch Ihre Schuld ist das nicht. Ich bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß Sie einigermaßen gearbeitet haben. Es hat hier in den letzten Jahren ein starker Wechsel im Lehramt stattgefunden. Ich hoffe, daß das nun aufhören wird. Wann gedenken Sie Ihre zweite Prüfung zu machen?“

„In zwei Jahren.“
 „Nun gut!“ fuhr der Schulrat gnädiger fort. „Ich werde nächstes Jahr noch einmal zu Ihnen kommen. Hoffentlich geben Sie mir dann Gelegenheit, Ihnen ein besseres Protokoll zu schreiben. Denn mit dem da fallen Sie ohne Gnade und Barmherzigkeit durch. Also setzen Sie sich dahinter! Besonders die Disziplin muß besser werden. Auf dem Gehorsam beruht der ganze preussische Staat. Nehmen Sie den Stod! Schade um jeden Schlag, der daneben geht!“

„Ich habe keinen Stod!“ erwiderte Moritz Gassel schlicht.
 „Was?“ rief der Schulrat überrascht. „Sie haben keinen Stod! Womit schlagen Sie denn die Kinder?“

„Überhaupt nicht!“ versetzte Moritz Gassel ruhig.

„So!“ polterte der gute Hupfer los. „Das ist auch so eine von den modernen Humanitätsduseleien. Die Behörde gestattet den Stod, also muß er angewandt werden. Er gehört zum Inventar! Sie werden einen anschaffen. Er ist nötig gegen die Faulheit und gegen den Ungehorsam. Es gibt kein anderes Mittel dagegen. Sie werden Wunder erleben. Nehmen Sie sich an Herrn Pohl ein Beispiel. Geben Sie auch viel häusliche Arbeiten?“

„Nein!“ antwortete Moritz Gassel. „Ich bring es nicht übers Herz.“

„Was?“ rief der Schulrat, als hätte er nicht recht gehört. „Herz?“

„Ich bin im Prinzip gegen die Hausarbeiten!“ erklärte Moritz Gassel, ohne sich einschüchtern zu lassen. „Entweder die Schule vermag das Ziel, das ihr gesteckt ist, in der Schulzeit zu erreichen, oder dieses Ziel muß zurückgesteckt werden.“

„Dacht ich mir's doch!“ sprach der Kreisschulinspektor triumphierend. „Sie sind auch einer von den sogenannten Idealisten, die man jetzt auf den Seminaren züchtet. Die Wirklichkeit ist ganz anders. Die Verfügungen der Behörde sind unfehlbar. Das Ziel muß erreicht werden mit allen Mitteln. Die Schule ist kein Vergnügungsort für die Kinder, sondern ein Arbeitsraum. Im Hause sollen die Kinder nur an die Schule denken. An nichts anderes! Daher werden Sie Hausaufgaben geben, nicht zu wenig! Je mehr, desto besser! Die Schule ist eine Vorbereitungsanstalt für das Leben. Also Arbeit, Arbeit und nochmals Arbeit!“

Moritz Gassel erwiderte nichts. Das ist die alte Auffassung, dachte er still bei sich. Durch diese Praxis wird den Menschen die Jugend verbittert, daß sie als Erwachsene nur noch mit Ekel und Abscheu an das Haus zurückdenken, wo man sie geknechtet hat, und an die „Schulmeister“, die ihnen mit unverdaulichem Wissenskram das Hirn gemartert haben!

„Zunächst,“ fuhr der Schulrat fort, „sorgen Sie dafür, daß Sie Ihr Patron beruht. Er muß bei der Regierung Ihre provisorische Anstellung beantragen, und ich werde die Sache befürworten.“

Als er zum Hut griff und gehen wollte, fiel sein Blick noch einmal auf die vertrackten Listen.

Sie werden sofort die Eintragungen vervollständigen!“ befahl er und reichte Moritz Gassel die Hand. „Ich finde es allerdings sonderbar, daß Sie es nicht vorher getan haben, wo Sie doch wußten, daß ich heute kommen würde!“

„Das wußte ich nicht!“ rechtfertigte sich Moritz Gassel.

„So?“ rief der Kreisschulinspektor überrascht. „Hat Ihnen Herr Pohl das nicht mitgeteilt?“

Moritz Gassel schüttelte den Kopf und dachte an die Karte, die Sebalduß Pohl am Samstag so hastig vom Tische genommen hatte.

„Wie kommt das?“ forschte der Schulrat argwöhnisch.
 „Halten Sie keine gute Nachbarschaft mit ihm?“

„Doch!“ gab Moritz Gassel zurück. „Er wird es vergessen haben.“

„Vergessen?“ polterte der Kreisschulinspektor grimmig. „Das wäre denn doch etwas stark! Haben Sie ihn irgendwie getränkt? Eine kleine Meinungsverschiedenheit vielleicht?“

„Nicht das Geringste!“ antwortete Moritz Gassel aufrichtig.

„Es ist gut!“ sprach der Schulrat, strich sich über den struppigen Schurrbart und reichte Moritz Gassel, dem Schwergelährten, an der Tür noch einmal die Hand. „Auf Wiedersehen übers Jahr!“

Dann schritt er gewichtig über den Platz und trat nach zwei Minuten in die katholische Schulstube, wo Sebalduß Pohl schon auf ihn wartete und ihn mit einem tiefen, geschmeidigen Bückling empfing.

Die Listen waren in Ordnung und mit außerordentlicher Sorgfalt geführt worden. Bei der Prüfungsaufgabe „111 : 3“ hoben sich alle Finger wie auf einen Ahd. Der Schulrat war reichlich befriedigt und schrieb in das Protokoll: „Im Rechnen wurden die Resultate schnell und richtig gebracht. Die Beteiligung von Seiten der Kinder war eine sehr rege.“

(Fortsetzung folgt.)

Oberjäger Albrecht.

Skizze von Martin Proskauer.

Im Dorfe Badouilles hinter dem breiten bewaldeten Berg- rücken steckte das Jägerbataillon, kammerte sich sozusagen an die halbverschossenen Mauern der Häuser, hielt dem Feuer aus den weittragenden Geschüßen der Franzosen stand und schickte unver- droffen seine Schleichpatrouillen den Berghang herauf.

Heute schien bei den Feinden der Teufel los zu sein. Grana- ten vom schwersten Kaliber krachten in das Dorf, und vor dem Dorftrand plagten die Schrapnells. Wollten die Kerle einen An- griff wagen, daß Bataillon erst müde machen?

„Meldung an die Brigade!“ befahl der Major. Eine Stunde später zog ein Eindeder, die schwarzen Kreuze auf den Flügeln, von Osten her über Badouilles auf die französischen Stellungen zu. Gleich darauf hämmerte das Telephon, das zur Brigade führte und das, täglich zerichossen, täglich von den Jägern geflickt wurde. Der Major nahm den Hörer, machte ein ernstes Gesicht. Die Offiziere in der Bataillonsstube rasselten hoch, als er eintrat: „Meine Herren, Befehl von der Brigade! Unser Bataillon stößt sofort über den Berg vor, um unter allen Umständen Einblick in die Bewegungen des Feindes zu erhalten. Es ist eine Stellung auf dem Hügelrücken zu erreichen, die nach Erfolg wieder geräumt werden kann!“

Die Offiziere hoben die Hände an die Tschakos:

„Zu Befehl!“ Sie hatten verstanden.

Das Bataillon trat an; die helle Sonne schien trüblich wär- mend über die zerichossenen Häuser, als die Jäger losrückten.

Zwei Stunden später sammelte sich das Bataillon, keuchend, mit verzerrten, beschmutzten Gesichtern, zeretzten Uniformen, auf halbem Weg zwischen Dorf und Berggründen. Der Major kroch zwischen den Bäumen durch — fast alle Offiziere gefallen — vor- wärts, die Feldwebel und Stellvertreter an ihren Plaz!

Wieder sprangen, krochen, ließen die Jäger den Gang herauf, zum zweitenmal in die Höhle pfeifender Gewehrketten, plagernder Schrapnells, wirbelnder zackiger Eisenstücke, brechender Kette — und mußten zurück — bis an den Dorftrand zurück!

Etwa zweihundert Meter unter der Höhe des Bergrückens — so hoch hatte das Bataillon der Sturm geführt — lag zwischen toten Jägern und Franzosen der Oberjäger Albrecht vom Telegraphen- Detachement des Bataillons, stöhnte und versuchte, sich auf den Rücken zu wälzen. Endlich gelang es ihm. Er ruhte eine kleine Weile aus, dann richtete er sich langsam auf. Hinter ihm stieg der Hügel an, über ihn fort sausten hoch über den Bäumen die feind- lichen Granaten, und unten vom Fuß des Hügel knallte das Peitschen der Gewehrketten. Er horchte hin. Das war sein Batail- lon, das dort unten, fast schon im Dorfe, gegen die Höhe feuert, über die der Feind vorzustürmen nicht wagte, wie es schien.

Rechts neben ihm klatschte es im Holz, zerplitterte Rinde slog ihm um den Kopf. Der Oberjäger legte sich wieder hin. Er hatte keine Lust, sich vom eigenen Bataillon hier totschießen zu lassen. So kroch er langsam die Höhe herauf, sich schräg hinter einem ge- stürzten Baum haltend und gegen die Kugeln von unten beschützt. Gleichzeitig spürte er ein stechendes, eiskaltes Schmerzgefühl im Oberschenkel, das sofort einem rasenden Brennen wich. Er tastete an sich herum. Da sah im Oberschenkel ein Schuß; im Rücken mußte auch einer stecken, seiner blutbesetzten Hand nach zu urteilen. Er riß die Verbandpäckchen heraus und legte sich die Streifen, so gut es ging, auf die Wunde. Dann ließ das Schmerzgefühl nach, und er sah sich um.

Rings um ihn lagen Tote, nichts als Tote. Sie mußten ja hier den Franzosen auch geradezu in die Spieße laufen. Ja, das half nichts, dachte er, schade nur, daß es umsonst war!

Die Jäger waren doch wieder zurückgegangen. Wo waren denn eigentlich die Franzosen? Wieder kroch er ein Stück, ruhte, kroch und zog sich an Stämmen und abgebrochenen Ästen höher. Endlich lag er, erschöpft keuchend, auf einer kleinen Felsplatte und sah auf die jäh abstürzende andere Bergseite hinunter. Rasch hob er das Fernglas an die Augen.

Da winnelte es von Franzosen! Dort hinten war eine breite Chaussee, schwarz von Truppen. Und dort Geschütze-Wagen, Train- und alles in Marschkolonne?

Er starrte durch das Glas, bis ihm ein Schmerzgefühl den Arm herunterriß. Dann sah er nach dem Dorf. Dort schienen Verstärkungen anzukommen. Jetzt knatterte über ihm der deutsche Eindeder, der plötzlich wieder da war, senkte sich, hoch hoch und fing an, in kleinen Ruckstreifen seine Signale anzupuffen. Aber schon standen weiße geballte Wolken um ihn — aus dem Walde dort an der Chaussee trugte es — der Oberjäger sah hin und verstand, woher das Geschützfeuer gekommen war, das sie im Dorfe so zugebedt hatte — er wollte nach dem Eindeder sehen — ein Rauchstreifen — ein weißer, heiß durch die Luft nach unten rasender Punkt — und aus war es!

Albrecht ließ das Glas von den Augen. Der Aeroplan war in das Gebüsch mitten in die feindlichen Stellungen gestürzt. Die brauchten nicht zu rennen, was da lag, tief und slog nie mehr.

Wo blieben die Jäger? Wieviele mochten noch leben — von seiner Kompagnie, vom Bataillon?

Er sah angestrengt nach Badouilles zu.

Dort hinten, auf der kleinen Erdwelle vor dem Dorf, blinkte etwas. Was mochte das sein? Jetzt sah er es deutlich durch das

Glas. Da stand ein Heliograph, vermutlich mit einer Kavallerie- abteilung vorgeschickt und gab seine Zeichen. Die galten wohl dem Flieger — der sah keine Signale mehr! Immer noch zuckten die Lichtblitze aus dem Heliographen, dann hörten sie auf. Da hatte der Oberjäger Albrecht eine Idee.

Er griff nach den Tornisterriemen, schnalzte ab und wählte in seinem Gepäck. Da war ja kein kleiner Taschenspiegel. „Ged“ hatten ihn die Kameraden lachend genannt, wenn er sich in der Garnison so oft spiegelte — vielleicht nutzte der Spiegel jetzt etwas. Er kroch noch weiter auf die Felsplatte, so recht mitten in die Frühjahrsföhne, die warm und friedlich auf die Zerstörung rings- um schien.

*

Bei Badouilles stand der Wachtmeister der Kavallerie-Tele- graphen-Abteilung neben dem Unteroffizier, der den Heliographen bediente und sagte:

„Aus — futsch! Bad“ ein, Raschke, der Aeroplan ist doch weg, der liegt längst drüben bei den Herren Franzosen!“

Der Unteroffizier zog die Spiegel vom Gestell, während der Wachtmeister durch seinen Feldstecher das Gelände absuchte.

„Erlige Gegend“, sagte er, „die werden noch solange schießen, bis sie uns treffen. Wenn nur unsere Artillerie uns bald ein bißchen Luft machte — halt — was ist das?“

Er gab dem Unteroffizier das Fernglas.

„Raschke, was ist das dort oben — zwischen den Stämmen grabaus — auf der Höhe?“

Raschke stierte hin.

„Da will wohl — hol“ mich der Teufel — da will einer sig- nalisieren!“

„Richtig“, brummte der Wachtmeister, „das schien mir auch so! Was wird das wieder für eine französische Verräterei sein, die die Kerle ausgehebt haben? Los, schnell die Spiegel raus, Waschle!“

Er schraubte die Spiegel fest und sah durch das Rohr.

„Raschke“, sagte er aufgeregt, „da redet einer deutsch! Ein- fach das Morse-Alphabet! Da, lang — kurz — kurz, lang — kurz — kurz — das heißt doch dringend!“

Er riß den Meldebod heraus und schrieb. Dann sprang er auf. „Hier Raschke, los auf's Pferd und mit drei Kreuzen zum Stab geritten, verstanden! Und bring' Bescheid mit!“

Hinter dem Dorf hielt der Brigadestab. Der General riß den Umschlag auf, den ihm der herangeloppte Unteroffizier brachte.

„Meldung von Kav.-Tel.-Abtg. 23. Von Höhe hinter Ba- douilles meldet soeben ein Oberjäger Albrecht, angeblich 3/98, daß er verwundet dort oben liegt. Hat französische Truppenbewegun- gen beobachtet. Erbiete Instruktion. Lindemann, Wachtmeister.“

Der General rief den Adjutanten.

„Hier, lesen Sie! Ob da eine Falle vorbereitet wird? Holen Sie sofort einen Offizier der 3. Kompagnie vom Jägerbataillon dort aus dem Dorf. Der Mann auf dem Berge soll die Namen seines Feldwebels und seines Hauptmanns nennen. Wollen 'mal sehen, ob er's weiß!“

Eine Viertelstunde raste der Adjutant heran, gleichzeitig knat- terte ein Motorfahrer her, der hinter sich auf dem Rad einen Jäger- Vizefeldwebel stehen hatte.

„Von der dritten Kompagnie?“ fragte der General.

„Zu Befehl!“

„Warum kommt kein Offizier?“

„Die dritte hat keine Offiziere mehr!“

„So? — Kennen Sie den Oberjäger Albrecht?“

„Zu Befehl, von der dritten!“

„Zuverlässiger Mensch?“

„Ein sehr guter Soldat, seit dem letzten Sturm heute mittag wird er vernicht, er ist wohl gefallen.“

„Wie heißen Feldwebel und Hauptmann der dritten Kom- pagnie?“

„Hauptmann von Quistner und Feldwebel Schulz, beide ge- fallen!“

Der Adjutant nickte.

„Stimmt! Dieselben Namen signalisierte der Mann von der Höhe aus.“

Der General drückte die Mütze fester ins Gesicht.

„Dann los — kommen Sie, wir wollen selbst zum Heli- graphen!“

In eine Erdgrube gedrückt, hockten die Stabsoffiziere auf Steinen, beugten sich über die Zettel, die der Wachtmeister am Heliographen aufschrieb. Dann knatterten die Motorfahrer, ritten die Melbereiter am Dorf vorbei ins Weite.

Die Spiegel des Heliographen zuckten und blitzten. Oben am Walbrand auf der Höhe blitzte es wieder.

„Franzosen werfen auf ihrer Bergseite Schützengräben auf“, meldeten die Lichtblitze von oben, „Feuer aus dem Walde schweigt seit zehn Minuten.“

Wieder war ein Zettel geschrieben.

„Batterien aus dem Walde fahren in nördlicher Richtung ab. Truppenbewegungen nördlich dauern fort. Hinter der Chaussee.“

Die Meldung brach ab. Auf dem Hügel war nichts zu sehen, so sehr auch der Heliograph zuckte und blinkerte.

Da — endlich — war es wieder.

„Hatte Ohnmachtsanfall — infolge Blutverlust. — — bin

durch zwei Schüsse verwundet, — werde aber aushalten. — Hinter Chauffee — werden Scheinbatterien aufgestellt."

Der General beugte sich über die Meldung: „Wahrhaftig, ein Umgebungsversuch! Sie wollten uns von Norden umfassen, während wir hier den Hauptstoß erwarteten. Das haben sie freilich nicht gedacht, daß von dort oben einer in ihre Karten guckt!"

Ein neuer Seittel flog vom Meldeblock des Wachtmeisters herunter:

„Schützengrabben nur in 2 Linien besetzt. — Ganz dünne Schützengrabben. — Bin anscheinend entdeckt, da nach mir geschossen wird."

„Wachtmeister," schrie der General, „telegraphieren Sie sofort, der Mann soll aufhören, er soll wegfrieden, sich retten. Wir werden ihn holen lassen, wenn es dunkel wird!"

Die Spiegel am Heliographen strahlten ihre Lichtbündel aus. Wieder kam eine Meldung:

„Bin zu schwach, um mich zu bewegen. — Sehe eben Artillerie-Kolonnen. — Richtung Norden, — gegenüberliegende Stellung nur noch schwach besetzt, da alles abräckt. — Bin..."

Und es brach ab.

Der Heliograph unten arbeitete, rief, fragte. Oben am Felsplateau blieb alles still.

„Wachtmeister, versuchen Sie es nochmal!" —

Die Spiegel riefen wieder:

„Lang — kurz — kurz — lang —" kein Bligen antwortete. Am andern Morgen trat der Adjutant zum General und machte eine Meldung. Dann gingen die beiden Offiziere in das Dorf, in ein Haus, wo auf einem umgestürzten Bett eine Gestalt lag, im graugrünen Rock, den Fidschi auf der Brust, in der rechten Hand umkrampft einen kleinen geschliffenen Taschenspiegel. Die vier Jäger, die die Nacht hindurch den Oberjäger Albrecht vom Hügel heruntergeschleppt hatten, traten zur Seite und standen stumm.

Der General sah in das weiße schmale Gesicht des Mannes, dann hob er die Hand an die Wäpfe und salutierte den toten Oberjäger Albrecht.

Vermischtes.

— Der französische Krieg gegen das deutsche Bier. Die Franzosen haben wieder etwas gefunden, was sie endgültig aus Frankreich verbannen wollen. Obwohl es gar nicht mit der „deutschen Kultur" zusammenhängt, gegen die sie andauernd zu Felde ziehen, sondern mit ihrem Ganne, dem sie nicht gern etwas entziehen, so siegt doch der Patriotismus — wenigstens vorläufig; und der „Woh", wie sie ein Glas deutsches Bier bezeichnen, soll nun auch nach dem Kriege nicht mehr in Frankreich seinen Einzug halten dürfen. Eine Abordnung hat den Vorsitzenden der Brauervereinigung, Herrn Karcher, aufgesucht, um über dieses wichtige Problem mit ihm Rücksprache zu nehmen, und Herr Karcher hat die hierseitigen französischen Patrioten mit den folgenden erfreulichen statistischen Mitteilungen überrascht. Die Fabrikation und der Verbrauch des Bieres in Frankreich schwankte nach seinen Angaben je nach der Temperatur und den Jahren zwischen 16 bis 18 Millionen Hektolitern. 1914 betrug der Verbrauch 16 950 000 Hektoliter. Davon sind aber nur 105 000 Hektoliter aus Deutschland gekommen, aber natürlich wiegten sich die französischen Biertrinker in dem schönen Glauben, daß sie immer Münchener Bier oder andere deutsche Biere tranken. Diese Illusion ist nun zerflört. Das „Münchener" war in der Regel französisches Fabrikat. Sehr mit Unrecht, so meinte der Vorsitzende der Brauervereinigung, ist das französische Bier bisher unterschätzt worden. Man sollte doch nicht vergessen, daß in den französischen Brauereien seit der Entdeckung Pasteurs in wissenschaftlicher Beziehung in den verschiedenen Anwendungen des Kälteverfahrens große Fortschritte gemacht worden sind. Auch haben die Brauer vor 20 Jahren die herrliche Idee gehabt, eine Brauschule zu errichten, die der Universitätsprofessor Petit leitet. Das französische Publikum soll von jetzt ab immer daran denken, daß das französische Brauwesen gut gewappnet ist und durch die Erfindung praktischer Methoden erworben hat, die es berechtigen, das deutsche Bier endgültig zu verbannen. Die einzig dastehende Qualität seiner Erzeugnisse, die offensichtliche Ueberlegenheit des französischen Bieres haben genügt, dieses hohe Ziel zu erreichen. Die jetzt im Kriege getroffenen Maßnahmen werden ausschlaggebend sein, in den französischen Wirtschaften wird man kein deutsches Bier mehr schäumen sehen, und dem „Teutonenbräu" wird so für alle Zeiten in Frankreich der Todesstoß versetzt. Auch daß das Bier durch den Transport sehr leidet, betonte Herr Karcher, und die guten belgischen Freunde werden als Zeugen dafür genannt, daß sie in den letzten belgischen Anweisen in Paris nicht den herrlichen Geschmack ihres über die Grenze geschafften Erzeugnisses wiederfinden. Und dabei ist es doch von Brüssel nicht so weit nach Paris, wie von München. Deshalb werden jetzt die wirklichen Feinschmecker einem Bier, das nicht transportiert wurde und dabei noch nationales Erzeugnis ist, den Vorzug geben.

„Kaufen wir uns Franzosen!" In dieser Forderung gliedert ein Vorschlag, den Charles Richet in der „Revue

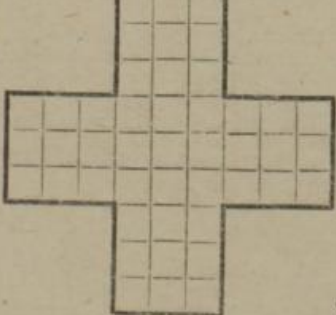
des Deux Mondes" macht, um der Entvölkerung Frankreichs entgegenzuwirken. Nur eine radikale und dabei sehr einfache Maßregel könne dem Uebel entgegenwirken: man müsse bei jeder Geburt für den Neugeborenen, d. h. für seine Eltern, eine Summe auslegen, die verhindert, daß dieser Familiengewachs eine Last wird. Vor allem darf diese Prämie nicht klein sein, denn eine geringe Summe würde dem Spartrieb nicht abhelfen, der alle französischen Familien beherrscht. Man kann nicht mit 50 oder auch 500 Francs, eine so eingewurzelte Gewohnheit abändern. Eine Prämie von 1000 Francs, würde Richet als das mindeste erscheinen. Besser aber würde nach seiner Meinung die Wirkung sein, wenn diese Summe nicht sofort ganz ausgezahlt wird; man sollte vielmehr nach der Geburt 250 Francs, wenn das Kind am Leben bleibt im folgenden Jahre wieder 250 Francs, wenn es vier Jahre alt wird, die dritte Rate und die vierte in seinem 10. Lebensjahre auszahlen. Wenn das Parlament und die Regierung diese Maßregel einführen, die unbedingt nötig scheint, so prophezeit Richet ein ganz erstaunliches Wachstum der französischen Bevölkerung: in 30 Jahren soll Frankreich dann 80 Millionen Einwohner zählen!

Der Bazillus des Haarergrauns und seine Bekämpfung. Der berühmte Bakteriologe Metschnikoff hat, wie man sich erinnern wird, in verschiedenen Mitteilungen an die französische Akademie der Medizin versichert, daß er die Mikroben gefunden habe, welche den Farbstoff des Haarpigments aufzehren und dadurch das Ergrauen herbeiführen. In Rücksicht auf ihre Eigenart hat er sie Chromophagen, Farbstoffesser, getauft. Da bei Abtötung dieser Farbstoffesser auch das Ergrauen der Haare aufhören muß, hat er die Probe auf das Exempel gemacht und das gewünschte Ergebnis tatsächlich erreicht, indem er die Mikroben mittels eines heißen Eisens einer Temperatur von 60 Grad aussetzte. Nun ist ein amerikanischer Professor aus Cleveland, der sich mit den Erscheinungen des menschlichen Alters beschäftigt, mit der Mitteilung an die Öffentlichkeit getreten, daß er einen kleinen elektrischen Apparat erfinden habe, der, dem Kopfe genähert, eine allmählich bis zu 80 Grad ansteigende Wärme erzeuge, die genügt, um alle in den Haaren schmarogenden Chromophagen zu töten. Er versichert, daß durch dies Verfahren das Ergrauen der Haare nicht nur in frühen Fällen, sondern auch bei Leuten im vorgeschrittenen Alter rückgängig gemacht werde. Der Apparat ähnelt einer Daube und soll bereits nach fünf- bis sechsmaliger Anwendung wirken.

Büchertisch.

* Neuerscheinungen aus Reklams Universal-Bibliothek. Nr. 5751. Unsere selbstgrauen Helden. Aus Tagebüchern und Briefen. II. Die Vlistenfel. Nach Aufzeichnungen des Oberjägers K. bearbeitet von Robert Deymann. (70 S.). — Nr. 5752. Die einsamen Brüder. Eine sentimentale Komödie in drei Aufzügen. Von Erich Desterfeld. Bühneneinrichtung. (84 S.). — Nr. 5753. Musiker-Biographien. 33. Band: Robert Volkmann. Von Hans Volkmann. Mit Robert Volkmanns Bildnis. (96 S.). — Nr. 5754. Aus dem großen Kriege. Von Heinz Welfen. Erzählungen. (91 S.). — Nr. 5755. Philotas. Ein Trauerspiel von Volth. Gehr. Lessing. (3 S.). — Nr. 5756. Schweizerische Kranken- und Unfallversicherung. Bundesgesetz vom 13. Juni 1911. Herausgegeben, eingeleitet und mit einem Sachregister versehen von Dr. Walter Stuber. (72 S.). In Leinen 60 Pfg. — Nr. 5757. Hohe Fahrt! Bilder und Skizzen aus dem Seekrieg. Von Wilhelm Schreiner. Mit Buchschmuck vom Verfasser. (101 S.). In Leinen 60 Pfg., in Leder mit Goldschnitt M. 1.26. — Nr. 5758—60. Das Buch vom Fürsten Bismarck. Von George Hefele. Neu herausgegeben und durch eine Uebersicht der weiteren Lebensereignisse Bismarcks sowie durch eine Stammtafel seiner Nachkommen ergänzt von Dr. Max Wendheim. I. Band. Mit Bismarcks Bildnis. (319 S.). In Leinen 1 M.

Kreuzrätsel.



In die Felder nebenstehender Figur sind die Buchstaben
a a a a, e e e e, e e e e, h h,
k k k k k k, l l l l l l l, o o
o o o, p p, r r, s s s, t t t t, u
derart einzutragen, daß die
senkrechten und wagerechten
Reihen gleichlautend folgendes
ergeben:
1. Königin des Mittelalters.
2. Deutschen Dichter.
3. Dienst zur Aufbewahrung
von Geld und Schmuck.
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Verhebrätsfelds in voriger Nummer:
Wer sich grün macht, den fressen die Ziegen.